

Worte RAF und Terrorismus hörte, da sackte meine mühsam bewahrte Hoffnung auf den Nullpunkt.

In den letzten zwei Stunden hatte ich mir immer noch einreden können, es ginge um Geld, irgendjemand würde zahlen und wir kämen bestimmt bald frei. Doch jetzt wurde selbst mir, als politisch wenig interessierte 19-jährige bitter klar: das hier ist ganz und gar ernst.

Auch wenn man zu dieser Zeit im sogenannten »heißen Herbst« 1977 in Deutschland nicht regelmäßig Nachrichten sah oder anderweitig am politischen Geschehen teilnahm, so war doch auch mir bewusst, dass der RAF-Terrorismus, der gerade mit der Entführung des Arbeitgeber-Präsidenten Hanns Martin Schleyer in Deutschland die Schlagzeilen beherrschte, eine Bedrohung war, die tödlich enden konnte.

Ich hörte nicht mehr zu, in mir zog sich alles zusammen, die Angst schnürte mir die Kehle zu. Was ich noch wusste war, dass Schleyer schon über einen Monat in RAF-Gefangenschaft war, die Bundesregierung gab nicht nach. Wieso sollte sie es also bei uns tun.

Mein Blick ging rüber zu Martina, die rechts von mir am Fenster saß und ich erschrak noch einmal.

Rein äußerlich waren wir beide grundsätzlich verschiedene Typen. Martina legte ausgesprochen viel Wert auf ihr Äußeres und scheute weder Zeit noch Mühe, sich optisch in Szene zu setzen. Ihre feinen, langen, blonden Haare drehte sie täglich auf Lockenwickler, um ihnen mehr Volumen zu geben. Auch ging sie niemals ungeschminkt aus dem Haus. Lippenstift, Kajal und Lidschatten gehörten zum Standardprogramm. Ich war mit meinen 1,68 Metern fast einen Kopf kleiner als sie. Mein leicht dunkler Teint, meine braunen Augen und mein dickes, langes, fast schwarzes Haar ließen eher meinen mexikanischen leiblichen Vater als meine deutsche Mutter vermuten.

Jetzt, nach den ersten Stunden des Schreckens war diese fröhliche und lebenslustige Martina kaum wiederzuerkennen. Kreidebleich, völlig in sich zusammengefallen, mit zittrigen Händen saß sie da, das Augen-Make-up von Tränen verwischt, das blonde Haar hing strähnig um die Schultern.

Wir sahen uns an, aber es fiel kein Wort. »Wer spricht, wird erschossen, wer die erhobenen Hände herunternimmt, ebenfalls.« Diese immer wieder gebrüllten Kommandos der Entführer brannten in unseren Köpfen.

Mittlerweile hatte sich der Anführer unserer Peiniger vermutlich wieder ins Cockpit zurückgezogen. Wenigstens das Gebrüll mussten wir nicht länger ertragen.

Im Durchgang zur ersten Klasse stand nur noch die Frau mit den dicken langen schwarzen Haaren, die wir wegen ihrer stämmigen Figur nur »die Dicke« nannten. Ihre Pistole hatte sie in den Bund ihrer Jeans gesteckt. In beiden Händen hielt sie die Handgranaten hoch, einen Finger immer am Abzugsring, geradezu fanatisch glitten ihre Augen wieder und wieder durch die Sitzreihen, ähnlich wie Mahmud schien sie alles und jeden zu erfassen. Die nach meiner Schätzung circa 28-jährige Frau war ein Phänomen. Sie konnte stundenlang, ohne die geringsten Anzeichen von Ermüdung, die Handgranaten mit ausgestreckten Armen hochhalten. Wie eine Statue in Stein gemeißelt.

Unser zweiter Bewacher war »der Hübsche«. Ein kleiner, sehr attraktiver dunkelhaariger junger Mann. Ich schätzte ihn auf Anfang 20. Sein Aussehen war weniger arabisch, wie das von Mahmud, sondern mehr südländisch. Man hätte ihn auch für einen Spanier halten können. Er hatte weiche, fein geschnittene Gesichtszüge, gepflegte kurze dunkle Haare und braune Augen. Niemals hätte ich ihn mit einer solchen Horrormission in Verbindung gebracht. Bei ihm wirkten die Granaten und Schusswaffen irgendwie surreal.

Vier Stunden waren vergangen. Meine Arme brannten wie Feuer, ich wusste nicht mehr, wie ich sie länger halten sollte. Bloß nicht schwächeln, dachte ich und versuchte, sie wenigstens auf der Sitzlehne vor mir abzustützen, doch dann fiel mein Kopf nach vorne, also wieder hoch, den Schmerz einfach aushalten. Es war unerträglich.

Die Stille in der Maschine war unheimlich, beklemmend wie die Angst, die förmlich greifbar über allem schwebte. Keiner von uns wusste, wo die Reise nun hinging. Die Rollos hatten wir runterziehen müssen. Nach und nach verlor ich jedes Zeitgefühl.

Niemand hatte in den letzten Stunden die Toilette besuchen dürfen, viele rutschten unruhig auf ihren Sitzen hin und her. Auch ich wusste langsam nicht mehr, wie ich das noch aushalten sollte.

Plötzlich erschien Mahmud wieder im hinteren Teil der Maschine. Allein sein Anblick ließ mich zusammenzucken und dann ging es wieder los. Ohne Grund brüllte er auf uns ein. Diese dunkle, aggressive, nun fast heisere Stimme, immer kurz vor dem Überschlagen, bohrte sich in meinen Kopf. Er lief durch den Gang, fuchtelte mit seiner Pistole herum und hielt sie immer wieder einzelnen Passagieren an den Kopf, es war der Horror. Dieser drohende, fanatische Ausdruck in seinem hageren, fast ausgezehrten Gesicht mit den dicken dunklen Augenbrauen, umrahmt von wildem schwarzen Haar, war an sich schon

angsteinflößend. Seine Stimmungen wechselten oft von einer Sekunde zur anderen. Damit wurde er für uns völlig unberechenbar und das machte ihn so gefährlich.

So auch jetzt. Nachdem er seine Einschüchterungstour durch den Gang beendet hatte, ließ er die Stewardess Gaby Dillmann übersetzen: Wer auf Toilette müsse, solle sich melden. Zögernd gingen ein paar Hände hoch. Viele trauten sich einfach nicht. Mahmud entschied prinzipiell aus reiner Willkür. Gingen 30 Hände hoch, so durften vielleicht zehn oder zwölf Passagiere dann tatsächlich gehen. Er ging dann auf diejenigen zu, schaute sie sich ganz genau an und entschied: du ja, du nein.

Ich wartete erst mal ab. Dann meldete ich mich doch, weil es einfach nicht mehr auszuhalten war. Die Dicke begleitete mich und blieb mit ihren Handgranaten im Anschlag vor der Tür der Bordtoilette stehen. Ich war froh und in mehrfacher Hinsicht erleichtert, als ich danach wieder auf meinem Platz neben Martina angekommen war.

In der Zwischenzeit war unsere Maschine gelandet. Von einer der Stewardessen erfuhren wir, dass es Rom sei. Entgegen meinem Bauchgefühl machte sich doch ein kleiner Funke Hoffnung breit, dass sich jetzt und hier etwas Entscheidendes tun würde, dass unser Martyrium hier vielleicht doch einen guten Ausgang nehmen könnte.

Flüsternd tauschte ich diesen Gedanken mit Martina aus, doch nichts geschah. Nach kurzer Zeit hob die »Landshut« wieder ab. Die Mischung aus Ohnmacht, Ungewissheit und Angst nahm überhand.

Nach unzähligen Stunden durften wir endlich die Hände herunternehmen. Meine Muskeln waren steif und brannten. Mein ganzer Oberkörper war verspannt und schmerzte. Draußen wurde es langsam dunkel. Das war das Einzige, das wir durch die geschlossenen Rollos erkennen konnten. Solange Mahmud sich im vorderen Teil der Maschine aufhielt und für uns nicht sichtbar war, unterhielten sich manche Passagiere leise flüsternd mit ihren Sitznachbarn. Unsere beiden Bewacher, die Dicke und der Hübsche, ließen es zu, ohne jedoch auch nur für eine Minute in ihrer Wachsamkeit nachzulassen. Ihre Finger verharrten Stunde um Stunde auf den Sicherungsringen ihrer Handgranaten. Sie erschienen mir manches Mal wie tickende menschliche Zeitbomben in einem gespenstischen Szenario.

Wir waren erneut gelandet und nach kurzer Zeit wieder weitergeflogen, es interessierte mich nicht mehr, ich hatte Hunger, Durst, ich hatte Angst, aber keine Hoffnung auf ein baldiges Ende. Als es anfang zu dämmern wurde ich unruhig. Weder Martina noch ich hatten eine Uhr, aber mir war klar: die Zeit, in der wir unter normalen Umständen zuhause gelandet wären, war bestimmt längst überschritten.

# Zuhause

## Tag 1

Manche Tage hatten's in sich, dachte Erika Müll, als sie an diesem Abend in der kleinen Küche der Vierzimmerwohnung stand und das Abendbrot richtete. Der Vollzeitjob im Lager der Druckerei hatte sie heute echt geschafft. Zum Glück war schon Donnerstag, noch ein Tag und dann endlich Wochenende.

Am Samstag würde sie auf jeden Fall ihren Schwiegervater besuchen. Er lag schon länger im Krankenhaus, die Diagnose: Prostatakrebs. Die Aussichten waren nicht gut und es wurde immer schwerer, den eher in sich gekehrten Mann Ende 50 zum Kämpfen zu bewegen. Er hatte im Krieg als Soldat an der Front Schlimmes erlebt, er sprach jedoch nie darüber. Manchmal, so schien es, hatten ihn diese Erlebnisse einfach verstummen lassen und es kostete ihn seitdem viel Kraft, aus dieser düsteren Schattenwelt der über 30 Jahre alten Erinnerungen aufzutauchen und das Leben mit Freude anzugehen. Und dann auch noch diese Erkrankung.

Am besten, dachte Erika, ich nehme Stefanie mit. Mit ihrer kindlichen Freude und Unbefangenheit konnte die 10-Jährige dem Opa Erwin dann doch ab und an ein Lächeln abgewinnen. Im Moment war sie noch bei Nachbarn in dem großen Achtfamilienwohnhaus zum Spielen unterwegs. Lediglich ihr 14-jähriger Sohn Thorsten saß schon am Küchentisch und hatte Hunger. Es würde wohl wieder ein Abendbrot in Etappen geben. Die ganze Familie mal gemeinsam am Tisch zu versammeln war immer schwierig.

Ihr Mann Dieter schob oft Überstunden als Maler und Lackierer bei einem großen Unternehmen im Nachbarort. Der 17-jährige Markus war wie jeden Donnerstag beim Fußballtraining und ihre Große, Diana, die kam schon lange nicht mehr zum Abendbrot nach Hause.

Vor acht Monaten war sie ausgezogen, hatte mit dem ersten Job nun auch ihre eigene Wohnung und genoss als 19-Jährige die neue Freiheit. Am Anfang war es für Erika schon schwer gewesen, dass ihr großes Mädchen nun eigene Wege ging, aber Diana war schon immer sehr selbstständig gewesen und hatte sich nie gern reinreden lassen. Bislang hatte es auch weder große noch kleine Katastrophen gegeben und sowohl sie als auch ihr Mann waren durchaus stolz auf die große Tochter, die ihr Leben so gut meisterte.

Zur Zeit war sie für eine Woche auf Mallorca und da hatte sie garantiert viel Spaß, dachte Erika, denn ausgelassen feiern und Freizeit genießen, das konnten sie in der

Familie Müll alle gut, und die lebenslustige Diana war da ein Abbild ihrer temperamentvollen Mutter.

Eigentlich müsste die Woche jetzt bald rum sein, dachte Erika, während sie das Brot schnitt. Nun ja, Diana würde sich schon melden, wenn sie wieder zu Hause war. Da musste man sich keine Sorgen machen. Erika nahm gerade die Teller aus dem Schrank, als das Telefon klingelte. Sie nahm den Hörer ab: »Müll, hallo?«

Am anderen Ende war Renate, Dianas langjährige Freundin aus dem benachbarten Gießen. »Ich wollte mal hören, ob Sie wissen, wann Diana am Flughafen ankommt, Sie wollte doch heute kommen?«, hörte sie Renate fragen. »Heute schon?«, entgegnete Erika. »Nein, keine Ahnung. Ich wusste noch nicht einmal, dass sie heute überhaupt schon kommt. Uns hat sie mal wieder nichts gesagt, typisch Diana«, sagte Erika schmunzelnd.

»Das ist irgendwie komisch«, erwiderte Renate, »denn sie hatte mich gebeten, sie heute vom Flughafen abzuholen und ich bin mir ziemlich sicher, sie sagte, sie käme gegen 18 Uhr und wollte mich dann anrufen, damit ich losfahren kann, und jetzt ist es ja schon nach sechs.«

»Na, du kennst doch Diana! Bei so was ist und bleibt sie eben ein kleiner Chaot. Mit Terminen hat sie's noch nie so gehabt, sie wird sich sicher noch melden«, sagte Erika.

»Ja, ich weiß schon«, antwortete Renate, deren Stimme jetzt auf einmal besorgt klang. »Aber ich bin etwas unruhig. Eben haben sie in den Nachrichten gesagt, dass ein Flugzeug von Mallorca nach Frankfurt entführt wurde und da mache ich mir schon ein wenig Sorgen, weil Diana sich nicht meldet!«

Erika Müll wurde blass, ihr Herz schien einen Aussetzer zu machen, Adrenalin schoss unvermittelt und fast schmerzhaft durch ihren Körper: Flugzeugentführung, Diana, die sich nicht meldete, das konnte, nein, das durfte nicht sein! Aber die Angst stieg in ihr auf, unaufhaltsam, mächtig, sie schnürte ihr die Kehle zu, ein lautloser Schrei auf ihren Lippen: »Mein Kind, wo ist mein Kind?!« Sie ließ den Hörer fallen.

Thorsten, der am Tisch saß und das Gespräch nur nebenbei verfolgt hatte, starrte seine Mutter an, die blass und fassungslos im Flur stand. Was war denn hier los? Er begriff nichts und wollte gerade fragen, als seine Mutter den Hörer wieder aufnahm und hysterisch herein schrie: »Oh mein Gott, was soll ich denn jetzt tun?«

Am anderen Ende versuchte Renate, ruhig zu bleiben: »Rufen Sie am besten bei der Lufthansa an. Als Angehörige müssen die Ihnen doch Auskunft geben! Die müssen doch wissen, welches ihrer Flugzeuge entführt wurde und wer an Bord ist, und bitte sagen Sie mir Bescheid!«